

Andrea Germer, *Wissenschaft und Leben. Max Webers Antwort auf eine Frage Friedrich Nietzsches*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1994, 232 S., kart., 38 DM.

Das Verhältnis Max Webers zu Friedrich Nietzsche ist seit geraumer Zeit wieder in das Zentrum der Max Weber-Forschung gerückt, nachdem lange Zeit die Tendenz bestand, den Einfluß Nietzsches auf Webers Denken zu minimieren. Die vorliegende Untersuchung von Andrea Germer verdient Aufmerksamkeit, weil sie, soweit ich sehe, erstmals dem Verhältnis beider Denker systematisch nachgeht, und zwar durch eine Gegenüberstellung der Philosophie Friedrich Nietzsches unter besonderer Berücksichtigung des Problems der Wissenschaft und der Wissenschaftstheorie Webers. Demgegenüber steht die Analyse der Berührungspunkte zwischen beiden Denkern eher im Hintergrund. Ausgangspunkt ist die Kritik Nietzsches an der Wissenschaft seiner Zeit, die die Autorin vielleicht etwas zu pauschal als positivistisch qualifiziert, und sein Vorwurf, daß die Wissenschaft nicht nur nicht dem Leben diene, sondern schlechterdings lebensfeindlich sei. Nietzsches Verhältnis zur Wissenschaft seiner Zeit wird, vor dem Hintergrund der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungen, im einzelnen vorgestellt, und es wird deutlich gemacht, weshalb Nietzsche, obschon er der Wissenschaft durchaus nicht feindlich gesonnen gewesen sei, diese am Ende rundheraus abgelehnt habe, insofern als sie in Sterilität und Selbstbespiegelung erstarrt und zur Gegnerin des Lebens geworden sei. Nietzsche nahm seine Zuflucht zu einer Wiederbelebung des Mythos bzw. ästhetischer Entwürfe der künftigen Wirklichkeit, die den Starken Anleitung zum Handeln und damit zum Leben geben sollten.

Vor dieser Folie wird dann eingehend Max Webers wissenschaftstheoretische Position analysiert. Leitgedanke ist, daß Max Weber, obschon er mit Nietzsche die Auffassung teilt, daß Wissenschaft keine Werte begründen, geschweige denn schaffen könne, dennoch Nietzsches radikalen Weg in den Mythos vermieden und den Wahrheitsbegriff nicht aufgelöst, sondern relativiert habe. Die Verfasserin spricht zutreffend von einer Wahlverwandschaft zwischen Nietzsche und Weber; beiden ist die radikale Ablehnung der traditionellen Metaphysik ebenso eigen wie die radikale Umwertung aller Werte. Im Gegensatz zu Nietzsche, so die These der Verfasserin, sei es Weber gelungen, dem Verhältnis von Wissenschaft und Leben eine Form zu geben, die dem Vorwurf entgeht, daß Wissenschaft lebensfeindlich sei und zur Abwertung aller Werte und damit zur Verflachung alles Lebens führe.

Unter diesem Gesichtspunkt stellt die Verfasserin dann das soziologische Werk Max Webers in seiner Gesamtheit vor. Dabei steht im Mittelpunkt einerseits das Theorem der Rationalisierung bzw. der Entzauberung der Welt durch den okzidentalen Rationalisierungsprozeß. Im Zuge desselben sei die prinzipielle Unvereinbarkeit der Wertesphären, wie sie Weber postuliert, allererst in voller Schärfe hervorgetreten. Wenn bei Nietzsche der Ablauf von zweitausend Jahren abendländischer Geschichte in dem Vorwurf mündet, daß diese unter dem Einfluß des Ressentiments zu einer immer stärkeren Egalisierung und Verflachung geführt habe, so ist es bei Weber die formale Rationalisierung, unterstützt durch den Prozeß der Bürokratisierung, welcher den Konflikt zwischen rationaler Wissenschaft und persönlichen Werthaltungen, religiöser oder anderer Art, in aller Schärfe hervortreten läßt. Im übrigen sucht die Verfasserin zu zeigen, daß der Vorwurf Nietzsches, Wissenschaft führe zur Relativierung, ja Eliminierung von Werten und namentlich der letzten Werte und bahne damit einer Verflachung und Simplifizierung der Kultur den Weg, nicht treffe, und zwar vor allem deshalb, weil Wissenschaft als solche weder Werte begründen noch Werturteile zu fällen befugt bzw. befähigt sei. Dieses wird, wie uns scheint, einigermaßen unglücklich unter dem Begriff der »Wertfreiheit« der Wissenschaft abgehandelt. Von »Wertfreiheit« im eigentlichen Sinne des

Wortes kann freilich, wie im folgenden von der Verfasserin selbst eingehend dargelegt wird, in Max Webers Wissenschaftslehre keinesfalls die Rede sein. Vielmehr begründet erst die Beziehung auf Werte im Rahmen der Bildung von idealtypischen Konstruktionen sinnvolle wissenschaftliche Aussagen und sinnvolle wissenschaftliche Erkenntnis. Die Frage, wieweit durch die Hintertür nicht doch Wertpositionen in den wissenschaftlichen Prozeß eingeführt werden, stellt sich die Verfasserin nicht; immerhin wird mit erheblichem Aufwand nachgewiesen, daß Max Weber die neukantianische Terminologie der objektiven Wertbeziehung nur bis zu dem Punkt übernommen habe, der mit seiner eigenen Auffassung von der Heterogenität der Wertsphäre gegenüber der Wirklichkeitssphäre übereinstimmt; von »objektiven Kulturwerten«, wie sie nach Rickert für die Geistes- und Kulturwissenschaften und namentlich für die Geschichtswissenschaft konstitutiv sind, wollte er in der Tat niemals etwas wissen. Ein materieller Wertekosmos, gleichviel welcher Art, war für Weber – und darin war er ein getreuer Schüler Nietzsches – nicht mehr vorstellbar; Werte werden konstituiert durch die subjektive Option des Individuums, das dann seine Lebensführung gemäß diesen Werten ausrichtet. Dies geschieht optimal dann, wenn dies in Form einer stringenten Rationalisierung seiner gesamten Lebensführung erfolgt. Dies steht Nietzsches Vorstellung nahe, daß die großen, starken Individuen, die kräftig genug sind, die Widernisse der Welt auszuhalten, sich selbst und schließlich anderen, die ihnen Gefolgschaft leisten, Ziele zu setzen instande, ja, berufen sind.

Die Verfasserin ist freilich bemüht, diese voluntaristische Komponente in Max Webers Denken, welche sich direkt auf Nietzsche zurückführen läßt, eher einzudämmen, indem der Wissenschaft die positive Aufgabe zugewiesen wird, dem Einzelnen zu helfen, seine persönlichen Wertentscheidungen in voller Verantwortlichkeit und im Wissen um die möglichen Folgen eben dieser Entscheidungen zu treffen. Max Weber selbst gibt keine systematischen Gründe dafür an, weshalb einer wertrationalen Lebensführung im eben beschriebenen Sinne der Vorrang vor alternativen Formen der Lebensgestaltung des Individuums zu geben sei; im Gegenteil, er betont nachdrücklich, daß es keinerlei Möglichkeit gäbe, dies wissenschaftlich zu begründen. Dies machte die Schwäche der Argumentation Max Webers auch gegenüber den lebensphilosophisch orientierten Studenten aus, vor denen er 1917 seine große Rede über »Wissenschaft als Beruf« hielt.

Dieses Problem stellt sich in verschärfter Form in der Frage des Verhältnisses von Gesinnungs- und Verantwortungsethik, welches die Verfasserin in der Folge eingehend behandelt. Dabei folgt sie weitgehend Wolfgang Schluchters Interpretation, der, erklärtermaßen über Max Weber selbst hinausgehend, unter Rückgriff auf Kants Kritik der praktischen Vernunft, für eine Eingrenzung der Optionen mit wissenschaftlichen Mitteln plädiert, wie sie nach Weber der Verantwortungsethiker vorzunehmen verpflichtet ist, im Gegensatz zum Gesinnungsethiker, der ohne Ansehung der Folgen gemäß vorgegebenen Normen handelt. Die von Schluchter auf der Basis Max Webers entwickelte »kritizistische Verantwortungsethik auf konflikttheoretischer Grundlage« führt, wie uns scheint, nicht nur ein gutes Stück über Weber hinaus, sondern zugleich entfernt sie sich von jener Prämisse, die Max Weber und Friedrich Nietzsche gemeinsam war, daß nämlich Werthaltungen und die Wahl von letzten Wertungen grundsätzlich nicht durch Wissenschaft mediatisiert werden dürfen. Die Verfasserin folgt hier Schluchters Lösung, der verantwortungsethische Entscheidungen stets mit einer diesen vorausgehenden wertheoretischen Diskussion verbunden sehen möchte; dies ist, wie uns scheint, jedoch eine reichlich professorale Lösung eines theoretischen Problems. Was den Verantwortungsethiker vom Gesinnungsethiker unterscheidet, ist letzthin nur die Bereitschaft des ersteren, bei der Ermittlung des letzten Sinns seines eigenen Tuns die möglichen konkreten Folgen zu berücksichtigen, während der letztere bereit ist, die Folgen für die eigene Person umstandslos auf sich zu nehmen. An dem Tatbestand, daß Wertoptionen gleichsam

grundlos erfolgen und nicht rational begründbar sind und auch nicht mit Mitteln rationaler Wissenschaft eingehegt werden können, ist unserer Ansicht nach nicht vorbeizukommen. Eine normative Verpflichtung, sich bei der Wahl zwischen unterschiedlichen Werten bzw. unterschiedlichen Göttern rationaler Verfahren, in Sonderheit der Verfahren der Wissenschaft, zu bedienen, hat Weber niemals postuliert; hier eröffnet sich ein Ansatzpunkt für eine materiale Wertethik, die er selbst, darin ein Schüler Nietzsches, für wissenschaftlich oder philosophisch nicht begründbar hielt.

Insgesamt wird man, ungeachtet der großen Gemeinsamkeiten Nietzsches und Webers in Grundfragen und auch in den Fragen der Gegenwartsdiagnose, der Verfasserin darin zustimmen können, daß Max Weber eine schlüssige und plausible Begründung von Wissenschaft gegeben hat, welche dem Verdikt Nietzsches, daß Wissenschaft lebensfeindlich sei, aus dem Wege geht. Ob freilich eine Interpretation, die durch die Hintertür der Wissenschaft dann dennoch eine konstitutive Funktion im Zusammenhang der Option zwischen unterschiedlichen Werten zumißt, der Eingangsthese nicht eher widerspricht, ist eine andere Frage. Uns will scheinen, daß eine solche Lösung rationaler Wissenschaft nicht nur die Aufgabe zumißt, dem Einzelnen zu helfen, sich über den letzten Sinn seines eigenen Tuns möglichst umfassend Rechenschaft zu geben, sondern daß sie der Wissenschaft auch aufgibt, dazu beizutragen, in bestimmten konkreten Situationen den Weg für das jeweils bestmögliche Handeln zu weisen. Damit aber wird der Kritik Nietzsches an der Wissenschaft im Interesse des Lebens wieder eine Flanke geöffnet.

*Wolfgang J. Mommsen, Düsseldorf*

Knut Wolfgang Nörr/Bertram Schefold/Friedrich Tenbruck (Hrsg.), Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1994, 452 S., kart., 96 DM.

Der Haupttitel macht in doppelter Hinsicht stutzig. Als zeitliche Bestimmung taugt »zwischen« nicht, da es um drei Disziplingruppen in den 1920er Jahren geht, also zwischen Kaiserreich und Diktatur. Allenfalls als Ausdruck einer spezifischen Spannung im Übergang von konstitutionell-gouvernementaler Monarchie zum parlamentarischen Parteienstaat läßt sich dieses »zwischen« verstehen. Spezifisch ist diese Spannung, weil die erörterten Wissenschaften in Affirmation wie auch in kritischer Auseinandersetzung mit dem politischen System und der politischen Kultur des Kaiserreichs exponiert verbunden gewesen waren. Der Systemwechsel schlug in diesen Fächern bis auf fundamentale Theorie- und Methodendiskussionen angesichts neuartiger Problemkonstellationen durch. Allerdings setzte, weniger dramatisch bei den Juristen, eine grundsätzliche Infragestellung des überkommenen und lange Zeit mehrheitsfähigen Konsens' in Theorie- und Methodenfragen schon geraume Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ein. Dies wirft die Frage nach den tieferen Wurzeln von »challenge and response« in den gesellschaftsbezogenen Disziplinen auf; andererseits reichten trotz heftiger Absetzungsbewegungen ältere Denkstile und methodologische Prägungen auch bei »Modernisierern« weit in die Weimarer Republik hinein.

Stutzig macht zum zweiten der Begriff »Geisteswissenschaft«, dessen Verwendung wohl kaum allein der Ursache geschuldet ist, daß die Publikation im Rahmen des von der Thyssen-Stiftung angeregten Forschungsprojektes »Methoden der Geisteswissenschaften« entstanden ist, das bislang schon Bände über Kunstgeschichte und über die Geschichtswissenschaft um 1900 hervorgebracht hat. Der in Rede stehende Begriff er-